

"Man kann an mehreren Orten zuhause sein" : Interview mit der Soziologin Nicola Hilti

Autor(en): **Hilti, Nicola / Omoregie, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **83 (2008)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Man kann an mehreren Orten zuhause sein»

Interview: Rebecca Omoregie

Immer mehr Menschen bewegen sich zwischen mehreren Wohnorten. Die Soziologin Nicola Hilti* erforscht dieses Phänomen – und ist auch selbst eine sogenannte Multilokale. Im Interview erzählt sie, was die Vor- und Nachteile dieser Lebensform sind.



Wohnen extra: Frau Hilti, Sie beschäftigen sich mit dem Phänomen der «Multilokalität». Was bedeutet dies?

Nicola Hilti: Für mich bedeutet multilokal wohnen, mehrere Wohnstandorte zu haben, die man regelmässig nutzt. Ein Tagespendler, der jeden Abend nach Hause fährt, wäre nach dieser Definition also kein «Multilokaler».

Ist Multilokalität etwas Neues?

Natürlich gab es immer Menschen, die an mehreren Orten lebten: Wanderarbeiter, die sogenannten Schwabenkinder im 18. und 19. Jahrhundert, Handelsreisende, die Sommerfrische der Oberschichten. Doch heute sind sehr viele neue Formen hinzugekommen, und es betrifft nicht mehr nur bestimmte Berufsgruppen oder Gesellschaftsschichten, sondern die breite Masse.

Weiss man, wie viele Menschen multilokal leben?

Es gibt keine genauen Zahlen, weil das Phänomen schwierig zu erfassen ist. Oft ent-

spricht das Meldeverhalten nicht der tatsächlichen Lebenspraxis. Es gibt aber Indizien, zum Beispiel Zweitwohnungsstatistiken: Zwischen 1990 und 2000 ist die Anzahl städtischer Zweitwohnsitze um 130 Prozent gestiegen. Jede neunte Wohnung in der Schweiz wird temporär genutzt. Die Tendenz ist also zweifellos zunehmend.

Was sind die Gründe dafür?

Da ist zum einen die Arbeitswelt, die mehr Mobilität fordert. Das hat auch mit Globalisierung, mit neuen Kommunikationstechnologien zu tun. Dazu kommen partnerschaftliche und familiäre Gründe: Berufstätigkeit an verschiedenen Orten, Trennungen oder Scheidungen.

Sie sind selbst auch eine Multilokale. Wie sieht Ihr Modell aus?

Vor drei Jahren nahmen mein Partner und ich in verschiedenen Städten einen Job an, er in Innsbruck, ich in Zürich. Also reisten wir eine Zeitlang jeweils am Wochenende hin und her. Als wir ein Kind bekamen,

mussten wir uns auf einen Familienwohnsitz festlegen – und entschieden uns für Innsbruck, da mein Mann beruflich mehr gebunden ist als ich. Ich habe das Glück, dass ich grosszügige Arbeitgeber habe und viel zuhause arbeiten kann. Ich bin nur einige Tage pro Monat in Zürich. Ausserdem habe ich noch einen offiziellen Wohnstandort in Liechtenstein, wo ich aufgewachsen bin und wo meine Eltern wohnen. Wenn wir Terminkollisionen haben, nehme ich unseren Sohn mit zu meinen Eltern und pendle von dort aus nach Zürich. Wenn ich in Zürich bleibe, schlafe ich bei meinem Bruder auf der Couch. Multilokales Wohnen kann also soziale Bezüge auch verstärken – meinen Bruder würde ich sonst viel seltener sehen.

Wie empfinden Sie persönlich diese Konstellation?

Es ist anstrengend, aber auch schön. Das Reisen ist manchmal mühsam, aber ich schätze es dafür, wenn ich in Zürich regelmässig Freundinnen treffen oder meine Ge-

schwister sehen kann. In der Partnerschaft gefällt uns, dass jeder auch einmal tageweise für sich sein kann. Wenn ich weg bin, engagiert sich mein Partner hundertprozentig als Vater.

Wie gehen Sie bei der Erforschung des multilokalen Wohnens vor?

Hauptsächlich führe ich Interviews mit ganz unterschiedlichen «Multilokalen». Mich interessiert, wie sie organisiert sind und was die verschiedenen Standorte für sie bedeuten.

Können Sie einige Beispiele nennen?

Ich habe versucht, eine Art biografische Ordnung zu machen: Schon Kinder können multilokal wohnen, zum Beispiel wenn ihre Eltern getrennt leben. Dann kommen Wohnformen während der Ausbildung hinzu, Studentenwohnungen oder Personalhäuser. Ausserdem unterscheide ich Berufe, die die Mobilität tatsächlich erfordern, etwa Piloten oder Seefahrer, und solche, wo sie meistens, aber nicht zwingend ein Bestandteil ist, zum Beispiel bei Akademikern. Dazu kommen Spezialformen wie Dauercamper oder Schrebergärtner. Am häufigsten aber traf ich Paare, die an verschiedenen Orten leben, etwa weil sie trotz Berufstätigkeit in der Stadt das Häuschen im Grünen behalten oder den Kindern keinen Umzug zumuten wollen.

Wie erleben die Betroffenen ihre Situation?

Ob man eine solche Situation eher als Zwang oder als Freiheitsgewinn anschaut, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zum Beispiel davon, welche Alternativen man hat oder wie die Vorstellungen von einem idealen Leben aussehen. Wenn es dem eigenen Bild von einem Vater widerspricht, dass man nicht immer da ist, leidet man mitunter.

Wie ist die gesellschaftliche Akzeptanz von solchen Lebensformen? Beruflich ist ja einerseits Mobilität und Flexibilität gefordert, andererseits widerspricht dies dem traditionellen Familienbild.

Es gibt Formen, die gut akzeptiert sind und solche, die «verdächtig» sind. Wenn eine junge Frau sich in Zürich ein WG-Zimmer nimmt, weil sie ihren Hang zum Urbanen wenigstens am Wochenende ausleben will, ist das für die Familie auf dem Land vielleicht unverständlich. Ich beobachte oft, dass sich die Leute vor sich selbst rechtfertigen, insbesondere, wenn ihre Situation nicht dem eigenen Ideal entspricht. Dann sagt man: «Der Nachbar kommt auch immer erst heim, wenn es schon dunkel ist und die Kinder schon im Bett sind.»

Welche Vor- und Nachteile ihrer Lebenssituation erwähnen die Betroffenen?

In der Partnerschaft empfinden die meisten die zeitweilige Trennung als eher positiv. Sie erzählen aber auch von Momenten, wo sie gerne anlehnen würden, aber der Partner nicht da ist. Diejenigen, die zuhause bleiben, schätzen es, dass der Alltag unkomplizierter ablaufen kann, dass es auch einmal einfach Milchreis zum Mittagessen geben kann. Dafür müssen sie die Kinderbetreuung während der Woche, sämtliche Schulsprechstunden und Ähnliches, ohne Unterstützung organisieren. Für diejenigen, die berufsbedingt auswärts wohnen, ist es einerseits schön, dass sie sich während der Woche ganz auf die Arbeit konzentrieren können. Bei anderen vermischen sich dank flexibler Arbeitsmodelle Arbeit und Freizeit mehr.

Was sind die Schwierigkeiten bei der praktischen Gestaltung des Alltags?

Es wird oft das Logistische angesprochen, dass man zwischen zwei Haushalten wohnt und zum Beispiel das Hemd am anderen Ort vergessen hat und Ähnliches. Mit der Zeit entwickelt man eine Art «Multilokalitätskompetenz»: Man braucht nicht mehr eine Riesentasche, sondern nur noch einen kleinen Rucksack. Ich persönlich habe das nie so richtig gelernt (lacht), ich schleppe immer zu viel Gepäck hin und her. Besser planen beim Einkaufen, Wäsche waschen, mehrere Wohnungen putzen zu müssen – auch das sind Themen.

Welches sind gesellschaftliche Auswirkungen? Man hört oft Stichworte wie Entwurzelung und Vereinsamung.

Dies kann man nicht direkt mit dem multilokalen Wohnen in Verbindung bringen. Ich glaube nicht, dass man dadurch nirgends mehr richtig daheim ist, sondern dass man an mehreren Orten zuhause sein und ein soziales Netz pflegen kann. Dass sich die Menschen heute weniger engagieren, zum Beispiel in einem Verein oder in der Politik, ist eine allgemeine Tendenz. Ich sprach auch mit Menschen, die sich gerade unter der Woche, wenn sie abends alleine sind, der Vereinsarbeit widmen oder intensive

Nachbarschaftskontakte pflegen. Das soziale Zusammensein verändert sich, aber es verschwindet nicht.

Auch Familienstrukturen verändern sich.

Sie verändern sich, ja. Das multilokale Wohnen kann einerseits dazu führen, dass sich traditionelle Rollenmuster verfestigen. Andererseits schafft es aber auch so etwas wie emanzipatorisches Potenzial.

Das Reisen kann auch ein Stressfaktor sein. Weiss man etwas über die gesundheitlichen Auswirkungen?

Es gibt kritische Stimmen und Schlagzeilen wie «Pendeln macht krank». Ich wäre mit solchen Urteilen vorsichtig, aber grundsätzlich wird Mobilität sicher ambivalent beurteilt.

Wie steht es mit den ökologischen Folgen? Mehrere Wohnorte bedeuten mehr Verkehr, mehr Ressourcenverbrauch . . .

Das ist sicher ein Argument. Es kann aber auch eine Alternative sein zu noch mehr Verkehr, wenn man statt zu pendeln sich am Arbeitsort eine kleine Wohnung nimmt.

Gerade in den Städten ist die Situation im Wohnungsmarkt ohnehin prekär. Zweitwohnungen verschärfen diese noch.

Es gibt Ansätze, wie man dem begegnen kann, zum Beispiel Häuser, wo man sich wochen- oder monatsweise einmietet, sodass sie das ganze Jahr über gut gefüllt sind.

Was bedeutet der Trend zum Multilokalen für die Wohnungsanbieter?

Danach habe ich nicht direkt gefragt, aber man wird sich schon überlegen müssen, welche neuen Wohnbedürfnisse so entstehen. Servicewohnen zum Beispiel ist sicher ein Thema. Und: Was geschieht in einem Quartier oder Wohnblock, wo viele Leute nur teilweise anwesend sind? *wohnenextra*

**Nicola Hilti ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am ETH Wohnforum. Sie schreibt ihre Dissertation über Multilokalität und lebt in Innsbruck, Liechtenstein und Zürich.*